

HOWARD GORDON

Payday



GOLDMANN

Lesen erleben

Buch

Seit Gideon Davis seinen Posten als Berater des Präsidenten und Friedensstifter verloren hat, ist er entschlossen, sein Leben etwas ruhiger angehen zu lassen. Er beginnt neu als Dozent und Lehrer und wird in wenigen Wochen seine Verlobte Kate heiraten. Doch bei alledem spürt er auch eine gewisse Unruhe in sich ... Und diese findet ein Ventil, als ihn ein zwielichtiger Drogenabhängiger namens Ervin Mixon auf der Straße anspricht. Er will ihm Informationen verkaufen – über einen geplanten Anschlag unfassbaren Ausmaßes. Gideon erkennt schnell, dass Mixon nicht blufft. Doch als er seine Exfreundin Nancy vom FBI kontaktiert und zum nächsten Treffen mit Mixon mitnimmt, um mehr von den angeblichen Beweisen zu sehen, ist der Mann von der Bildfläche verschwunden. Es gibt Hinweise, dass Mixon entführt wurde, und so bringt Nancy Gideon am nächsten Morgen zu ihrem Vorgesetzten, dem stellvertretenden Direktor des FBI. Aber dieser glaubt Gideon nicht und denkt nicht daran, den Hinweisen nachzugehen. Und so sind Gideon und sein Bruder Tillman völlig auf sich allein gestellt bei dem Versuch, die USA vor einer Katastrophe zu bewahren ...

Weitere Informationen zu Howard Gordon
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Howard Gordon

Payday

Thriller

Deutsch
von Robert Brack

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2012
unter dem Titel »Hard Target« bei Touchstone,
A Division of Simon & Schuster, Inc., New York.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das FSC®-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch
liefert ArcticPaper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juli 2014
Copyright © der Originalausgabe 2012 by
Teakwood Lane Productions, Inc. All rights reserved.
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2014
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Published by arrangement with the original publisher,
Touchstone, a Division of Simon & Schuster, Inc.
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur München
Umschlagmotiv: FinePic®, München
Redaktion: Waltraud Horbas
AG · Herstellung: Str.
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-442-48126-2
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für meine Eltern
Bob und Sylvia

Ein leitender Beamter der Anti-Terror-Abteilung des FBI erklärte: »Unsere größte Sorge gilt den Einzelpersonen, die ein Training durchlaufen haben und somit über besondere Fähigkeiten verfügen, aber von den Aktivitäten – bzw. Nicht-Aktivitäten – ihrer (rechtsradikalen) Gruppierung enttäuscht sind und sich deshalb entschließen, auf eigene Faust zu handeln.« Ein hochrangiger Beamter des Department of Homeland Security (Ministerium für Innere Sicherheit) fügte hinzu, es sei »fast unmöglich eine solche Nadel im Heuhaufen zu finden«, selbst dann, wenn das FBI einen Informanten in dieser Gruppierung hat.

TIME, 11. Oktober 2010

PROLOG

POCATELLO, IDAHO

Amalie Kimbo hatte schon vor langer Zeit gelernt, den Mund zu halten.

Als sie noch klein war, hatte sie sich nicht beherrschen können und den anderen Kindern von den hilfsbereiten Geistern und hinterlistigen Dämonen erzählt, deren Gegenwart nur sie spürte. Aber ihre Mutter hatte sie gewarnt: Wenn sie nicht als Hexe abgestempelt und verbannt werden wollte, dann sollte sie derartige Gedanken besser für sich behalten. Als sie dann in dieses Land namens Idaho gekommen war, hatte sie sich vorgenommen, ihre dunklen Vorahnungen nicht mit den anderen Frauen zu teilen. Sie waren ja zum Arbeiten gekommen, wollten in wenigen Monaten mehr Geld kassieren, als sie normalerweise in ihrem ganzen Leben verdienten. Aber kaum hatte sie ihren Fuß auf den gefrorenen Boden gesetzt, war Amalie klar geworden, dass sie einen schrecklichen Fehler begangen hatte.

Sie stammte aus dem Westen des Kongo, aus der Stadt Kama. Sie war jetzt einundzwanzig Jahre alt und hatte in den letzten fünf Jahren in der Maniokfabrik von Monsieur Nzute gearbeitet, wo sie die kartoffelähnlichen Wurzelknollen zu Mehl verarbeitete. Die Arbeit war nicht unbedingt schlecht, allerdings trank Monsieur Nzute zu viel und schlug sie und die anderen jungen Frauen, die für ihn arbeiteten. Manchmal kam es auch schlimmer. Christiane Shango, Amalies beste Freundin, war die Jüngste und Hüb-

scheste in der ganzen Fabrik. Sie hatte mehr als alle anderen unter Monsieur Nzute zu leiden. Einmal war Christiane mitten in der Nacht zu Amalie ins Bett gekrochen und hatte am ganzen Körper gezittert. Ihr Kleid war zerrissen gewesen und die Innenseite ihrer Schenkel blutverkrustet. Christiane wollte ihr nicht sagen, was passiert war – nicht beim ersten Mal und auch nicht danach, aber das war nicht nötig. Amalie wusste es auch so.

Als dann ein Amerikaner namens Collier Christiane eine Arbeit in seiner Maniokfabrik in den Vereinigten Staaten anbot, bat sie Amalie, sie zu begleiten. Monsieur Collier, ein dünner Mann mit sanfter Stimme, versprach ihnen Unterkunft, Essen und einen Lohn von dreitausend US-Dollar für drei Monate Arbeit. Was bedeutete, dass Amalie und Christiane, wenn sie nach Hause zurückkehrten, genug Geld besaßen, um sich ein Haus zu kaufen und ein eigenes Geschäft aufzumachen – vielleicht einen kleinen Laden, in dem sie Töpfe und Pfannen verkauften. Wenn Christiane dann Monsieur Nzute auf der Straße begegnete, konnte sie ihm einen Blick zuwerfen, der ihm deutlich zu verstehen gab, was sie von ihm hielt.

Die Arbeit in Idaho war genau die gleiche wie in Kama. Amalie bediente eine Maschine, die die dunkle Rinde vom weißen, körnigen Fleisch der Maniokknollen abschälte. Die Maniokknollen wurden zu Mehl zermahlen, aus dem man Brot oder Kuchen backte. Man konnte sie aber auch wie Kartoffeln kochen und essen oder aus ihrem Mehl Tapioka herstellen, die kleinen Kügelchen, die man mit Milch vermischt oder zu einem Pudding verarbeitete.

Bei Amalies Aufgabe waren Schnelligkeit und Geschicklichkeit gefragt. Die Schälmaschine besaß zwei große Raspeln, die die Schale von den Knollen abzogen. Manchmal blieben die Knollen in der Maschine hängen, und dann

musste jemand mit der Hand hineingreifen und aufpassen, dass sie nicht zwischen die Raspeltrommeln geriet. Diesen Fehler machte man nur einmal. Die Raspeln konnten einem den Arm abreißen oder die Haut und das Fleisch bis auf die Knochen abschälen.

Bisher war Amalie immer sehr vorsichtig gewesen. Und hatte Glück gehabt. Sie fragte sich sogar, ob ihre dunklen Vorahnungen falsch gewesen waren, ein Echo vergangener harter Zeiten und einer anderen Welt. Aber eines Morgens, mitten im dritten Monat ihrer Zeit in Idaho, brach Christiane zusammen. Sie hatte Schaum vor dem Mund, nur noch das Weiße ihrer Augäpfel war zu sehen. Amalie wusste sofort, dass die bösen Geister zurückgekehrt waren.

Ihre Arme waren noch immer vom Manioksaft verschmiert, als sie Christianes Kopf hielt. Sie fühlte sich schuldig, sie hätte sie warnen sollen.

Estelle Olagun schüttelte den Kopf und sagte: »Konzo.«

Die anderen Frauen versammelten sich um sie herum und schnalzten mit den Zungen. Konzo war eine Krankheit, die in Dürrezeiten ausbrach, wenn die Menschen nur wenig zu trinken hatten und kaum andere Nahrungsmittel außer Maniok. Manche behaupteten, in der Maniokwurzel sei ein Gift enthalten, aber Amalie wusste, dass Konzo, wie alle Krankheiten, ein Fluch war, den böse Dämonen über die Menschen brachten.

»Monsieur Collier hat eine Medizin dagegen«, sagte Estelle. »Ich werde ihn holen.«

»Nein«, sagte Amalie. »Ich kümmere mich um sie. Helft mir bitte, Christiane zu ihrem Schlafplatz zu bringen.«

»Du willst dich um sie kümmern? Hast du etwa solche Medikamente wie Monsieur Collier?«

»Ich werde ihr helfen, die bösen Geister zu besiegen.«

»Böse Geister, böse Geister, du immer mit deinen bösen

Geistern.« Estelle schaute sie finster an. »Mit diesem Gerede wirst du noch in der Hölle landen.« Estelle war vor einigen Jahren einer christlichen Sekte beigetreten und sprach ständig davon, dass man in die Hölle kommen konnte.

»Ich weiß, was ich weiß«, sagte Amalie. »Lasst es mich mal versuchen, bevor ihr ihn holt.«

Estelle hörte nicht auf sie, sondern ging zum Telefon. Sie war die Älteste und wurde deshalb von den anderen Arbeiterinnen als eine Art mütterliche Autorität geachtet. Amalie fand keine Verbündete für ihr Vorhaben.

Wenige Minuten später traf Monsieur Collier ein. Er stampfte mit den Füßen auf, um den Matsch abzuschütteln, und klopfte sich den Schnee vom Mantel. »*Qu'est-ce qui s'est passé?*«, fragte er auf Französisch mit starkem Akzent. Die Reihe der Frauen teilte sich wie ein Vorhang, damit er die kranke Christiane sehen konnte. Ihre kleinen Brüste hoben und senkten sich mit jedem ihrer flachen Atemzüge.

Collier legte seine Hand auf die schweißbedeckte Stirn der jungen Frau. »Konzo«, sagte er mitfühlend.

»Aber Sie können ihr doch helfen, nicht wahr?« Estelle knetete nervös die Hände.

Monsieur Collier sah sie an. Er schien über etwas nachzudenken, bevor er schließlich antwortete: »Sie wird wieder gesund. Aber ich muss sie ins Krankenhaus bringen.«

»Nein!«, brach es aus Amalie hervor.

»Was ist denn bloß los mit dir«, fragte Estelle. Dann schnippte sie mit den Fingern und forderte eine der Umstehenden auf: »Los, wir müssen sie hochheben.«

Hilflos folgte Amalie den beiden Frauen, die Christiane in die Kälte hinaustrugen. Draußen ächzten und stöhnten die Bäume, deren Zweige dick mit Schnee beladen waren. Irgendwo im Wald splitterte lautstark ein Ast und fiel zu Boden.

Monsieur Collier öffnete die Tür seines Pick-ups. Monsieur Nzute hätte niemals für eine Frau eine Tür aufgemacht, erst recht nicht für eine seiner Arbeiterinnen. Aber Amalie wusste, dass Monsieur Colliers Geste völlig bedeutungslos war. Hinter der freundlichen Maske, die er aufgesetzt hatte, lauerte der Mbwiri, ein Dämon, der in die Menschen fährt und sie dazu bringt, um sich zu schlagen und Schaum zu spucken. Manchmal zwang der Mbwiri die Besessenen sogar, Menschenfleisch zu essen oder schändliche sexuelle Handlungen zu begehen.

Amalie spürte die Wärme, die aus dem Transporter drang, als die Frauen Christiane hineinschoben. Monsieur Collier zog den Sicherheitsgurt über die Kranke und nahm sich ein bisschen viel Zeit, ihre Kleider glatt zu ziehen. Der Anblick seiner ekligen weißen Haut, die sich von Christianes hübschem dunklem Teint abhob, ließ sie erschauern. *Bitte, lieber Gott, sag mir, was ich tun soll*, betete sie. Aber Gott gab keine Antwort.

»Geht zurück an die Arbeit«, sagte Monsieur Collier. Er hatte kleine schiefe Zähne.

Die anderen Frauen gingen zurück in die Fabrik, als er davonfuhr. Amalie blieb in der Kälte stehen und schaute dem Pick-up hinterher. Sie war sicher, dass sie ihre Freundin nie mehr wiedersehen würde. Nur die Bäume wussten, was hier geschah. Die Zweige mit den vielen grünen Nadeln zischten im Wind wie tausend Schlangen.

Dale Wilmot fand noch immer nicht die richtigen Worte. Obwohl er im Laufe der Jahre zahllose Reden geschrieben, Geschäftspläne erstellt und Unternehmensleitbilder entworfen hatte, war ihm bislang keine Aufgabe so schwergefallen wie diese. Es handelte sich um einen Brief an seinen Sohn Evan. Er kam nicht voran, weil dieser Brief an ein

weitaus größeres Publikum adressiert war als nur an seinen Sohn. Die Medien würden ihn verbreiten und die Strafverfolgungsbehörden ihn analysieren. Am Ende würden die Historiker ihr Urteil darüber fällen. War es übertrieben, dieses Dokument mit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten oder Abraham Lincolns Rede in Gettysburg zu vergleichen? Auf jeden Fall war es mehr als nur der Versuch eines Mannes, seine Handlungen dem eigenen Sohn gegenüber zu erklären. Es war ein Aufruf, der das in seiner Selbstgefälligkeit gelähmte amerikanische Volk aufrütteln sollte. Zu lange schon hatten die Bürger dieses Landes sich mit ihrer Sklavenrolle abgefunden. Dafür wollte er alles opfern, was er besaß, sogar sein eigenes Leben.

Er seufzte und wandte seinen Blick von dem leeren Computerbildschirm ab. An der Wand seines mit Mahagoniholz vertäfelten Arbeitszimmers hingen Fotos, auf denen er Präsidenten und Premierministern die Hand schüttelte oder mit Spitzensportlern und Wirtschaftsführern Golf spielte. Auf den Fotos strahlte der Mann mit dem dichten Haarschopf, dem markanten Kinn und dem souveränen Lächeln sehr großes Selbstvertrauen aus. Man sah sofort, dass dies ein Mensch war, der sich nicht nur zwischen den Reichen und Mächtigen wohlfühlte, sondern auch tatsächlich reiten und schießen und, wenn nötig, sogar einen Sicherungskasten neu verdrahten konnte. Über die Jahre war es ihm gelungen, dank seiner Anteile im Holzhandel, in der Logistikbranche sowie im Heizungs- und Klimaanlagegeschäft ein kleines Vermögen anzuhäufen. Er war ein einflussreicher Mann, und nicht nur seine großen, zupackenden Hände zeugten davon, dass er zum Anführer geboren war.

Aber Dale Wilmot ähnelte schon seit Längerem nicht mehr dem Mann auf den Fotos. Der lebendige Optimismus, der einst in seinen Augen geleuchtet hatte, war im Lau-

fe der Zeit verblasst, bis er schließlich ganz erloschen und von einem kalten und verbissenen Ausdruck ersetzt worden war. Er war sich selbst fremd geworden. Die Fotos, die seinen einst so flammenden Patriotismus bezeugten, erschienen ihm jetzt wie Hohn. Sie erinnerten ihn nur noch daran, dass man den Versprechungen dieser Männer keinen Glauben schenken durfte.

Wut und Empörung waren immer Wilmots Antrieb gewesen, egal ob auf dem Fußballfeld oder im Sitzungszimmer des Aufsichtsrats. Genauso war es jetzt auch. Die Saat des Zorns war vor einundzwanzig Monaten gesät worden, als Evan, sein einziger Sohn, aus dem Krieg zurückgekehrt war.

Er erinnerte sich noch, wie er die hallenden Korridore des Walter-Reed-Militärkrankenhauses entlanggegangen war, vorbei an einem Zimmer, in dem junge Männer mit verstümmelten Körpern wie Zombies vor einem dröhnenden Fernsehapparat hockten. Er erinnerte sich daran, wie er Generalmajor William D. Bradshaw getroffen hatte, der ihn mit ernster Miene in sein Büro bat. Für Dale Wilmot war es normal, dass jede Art von Neuigkeit, ob gute oder schlechte, ihm immer von der ranghöchsten Person im jeweiligen Haus mitgeteilt wurde. Aber in diesem Fall kam er dem General zuvor, noch ehe dieser etwas sagen konnte, und fragte: »Wo ist mein Sohn?«

Bradshaw setzte eine Maske des Bedauerns auf und sagte: »Mr Wilmot, wir haben bei der Behandlung unserer verwundeten Soldaten enorme Fortschritte gemacht und unterstützen sie beim Übergang ...«

»Bringen Sie mich zu meinem Sohn. Sofort. Ich möchte es nicht noch mal sagen müssen.« Wilmot ballte die Fäuste.

Sie kamen Bradshaw wie Vorschlaghämmer vor. »Kommen Sie bitte mit, Sir«, sagte er und führte ihn aus dem

Büro einen kurzen Flur entlang zu den Aufzügen. Schweigend fuhren sie ins Untergeschoss, wo sie einem Schild folgten, das den Weg zur Station für Verbrennungsofopfer wies.

Der auf geradezu groteske Art zusammengeschrumpfte Patient, der unter dem Sauerstoffzelt schlief, hatte keine Ähnlichkeit mehr mit seinem Sohn. Sein dichter blonder Haarschopf war verschwunden, und nur noch ein fleckiger, von Narbengewebe überzogener kahler Schädel war zu sehen. Sein einst hübsches Gesicht war kaum noch vorhanden, Lippen und Nase schienen weggeschmolzen, ihre Umrisse fast gar nicht sichtbar. Die bandagierten Überreste der Beine hörten kurz unterhalb des Knies auf und der rechte Arm war nur bis zum Ellbogen vorhanden. Der linke Arm war noch intakt, aber von einem Narbenmuster überzogen, das von Granatsplitterwunden herrührte. Durch den transparenten antibakteriellen Verband konnte man die verbrannte Haut sehen.

Das Klingeln seines Telefons riss Wilmot aus seinen Gedanken. Die Erinnerung an den scharfen Geruch nach Desinfektionsmittel und Urin hing ihm noch in der Nase, als er den Stift beiseitelegte und nach dem Hörer griff.

»Was ist denn?«, fragte er.

Collier antwortete mit ruhiger Stimme: »Wir haben hier ein Problem, Sir.«

Einige Minuten später erreichte Wilmot in seinem Jeep Wrangler die Stallungen und hielt neben Colliers Ford F-150 an. Nachdem Evan zur Army gegangen war, hatte Wilmot alle Pferde verkauft. Der Stall und die angrenzende Scheune standen seitdem leer.

Wilmot betrat den kalten Stall. Die Boxen waren ausgemistet und sauber. In einer davon stand Collier neben einer

der jungen Frauen, die sie aus Afrika geholt hatten. Sie lag auf einer dünnen, mit Rostflecken überzogenen Matratze auf einer Armeedecke. Ihre weit aufgerissenen Augen glänzten feucht. Sie schauten Wilmot an und flehten um Hilfe. Ihre Schönheit verwirrte ihn für einen Moment.

Dann ergriff Collier das Wort: »Konzo«, sagte er. Als Wilmot ihm seinen Plan vorgetragen hatte, war Collier skeptisch gewesen und hatte ihn genau vor so etwas gewarnt. Er hatte ihm erklärt, dass die Blausäure, die in den kongolesischen Fabriken vorhanden war, ein noch größeres Risiko darstellte als die gefährlichen Maschinen. Collier hatte vorgeschlagen, den Aufenthalt der Frauen in der Fabrik zu begrenzen und rotierende Schichten einzuführen, damit sie dem Gift nicht zu lange ausgesetzt waren. Ganz offensichtlich hatte er sich verkalkuliert.

Wilmot unterdrückte seinen Ärger: »Wird sie sterben?«

Collier nickte. »Nach dem ersten Anfall tritt normalerweise eine Lähmung ein, die dann zum Atemstillstand führt.« Er zögerte kurz, bevor er fortfuhr: »Aber wir können nicht das Risiko eingehen, sie zu einem Arzt zu bringen.«

»Das weiß ich selbst.« Natürlich durften sie die junge Frau nicht in ein Krankenhaus oder zu einem Arzt bringen. Da es sich um eine Blausäurevergiftung handelte, war der behandelnde Arzt verpflichtet, den Fall dem Gesundheitsamt zu melden, vielleicht sogar der Einwanderungsbehörde. Sie konnten jetzt also nur zusehen, wie sie qualvoll starb, oder ihrem Leiden selbst ein Ende bereiten.

»Ich erledige das«, sagte Collier.

Wilmot hörte heraus, dass Collier geradezu darauf brannnte, diese unangenehme Aufgabe zu übernehmen. Collier war auf Wilmots Ranch aufgewachsen, seine Mutter hatte hier als Wirtschafterin gearbeitet. Als er im Teenageralter war, fand ein Stallgehilfe im Wald einen geköpften und ausge-

weideten Hund. Sechs Monate später wurde ein Rehkitz gefunden, das an einem Baum hing. Schon damals hatte Wilmot den Verdacht gehabt, Collier könnte hinter diesen Gräueltaten stecken. Und nun bestätigte der hinterhältige, räuberische Ausdruck in den Augen des jungen Mannes seine Befürchtungen.

»Nein!«

Collier zuckte zusammen, als Wilmot ihn so kategorisch zurechtwies.

»Ich werde das selbst erledigen«, fügte er beherrscht hinzu. Dale Wilmot war schon immer stolz darauf gewesen, rechtzeitig erkennen zu können, was getan werden musste, um es dann möglichst effizient und leidenschaftslos durchzuführen. Zum Beispiel hatte er einmal einem aufmüpfigen Angestellten den Kiefer gebrochen. Der arme Mann war so verschreckt gewesen, dass er sogar darauf verzichtete, ihn zu verklagen. Um seine Einheit zu retten, hatte Wilmot ein Dutzend Vietcong umgebracht. Und nun würde er diese junge Frau davor bewahren, durch die Hände eines Sadisten zu Tode zu kommen.

Er beugte sich über das Gesicht der jungen Frau, spürte ihren warmen Atem und nahm den Geruch nach Bittermandeln wahr. »Es tut mir leid, Liebes«, sagte er mit sanfter Stimme. »Wirklich.«

Mit einer schnellen und entschiedenen Bewegung verschloss er ihre Nase mit Daumen und Zeigefinger und drückte mit der übrigen Hand auf Mund und Kinn. Der ganze untere Bereich ihres Gesichts war wie von einem Maulkorb umklammert. Ihre Augen weiteten sich in Panik, sie bäumte sich auf und warf sich hin und her. Wilmot drückte sie mit dem linken Arm auf die Matratze. Sie war überraschend stark, ihr Körper hatte trotz der Vergiftung noch genug Energie, um sich vehement gegen die eigene Auslö-

schung zu wehren. Er bezwang sie, indem er den Ellbogen auf ihren Venushügel legte und sie mit aller Kraft auf die Matratze zwang.

Er merkte, dass diese Situation durchaus eine sexuelle Komponente hatte. Die Brüste der jungen Frau bewegten sich unter dem dünnen Kleid auf und ab, ihr warmer Unterleib drückte gegen seinen Arm. Aber nach einer Weile musste sie aufgeben, und schließlich starrte sie mit leeren Augen zur Decke.

Wilmot nahm die Hand von ihrem Gesicht. Dann schloss er mit einer sanften Geste ihre Augen und zog ihr Kleid glatt. »Ich möchte, dass sie ein anständiges Begräbnis erhält«, sagte er, ohne Collier anzusehen. »Der Boden ist gefroren. Du musst eine Spitzhacke nehmen.« Damit verließ er den Stall.

ERSTES KAPITEL
GEORGETOWN UNIVERSITY

Gideon Davis überprüfte den Windsorknoten seiner gelben Krawatte im Rückspiegel, während er darauf wartete, dass die Ampel auf Grün umsprang. Vor acht Jahren hatte er zum letzten Mal in einem Vorlesungssaal gestanden. Seither hatte er einige seiner Fähigkeiten eingebüßt, zum Beispiel die, eine Krawatte zu binden. Er schaute in den Rückspiegel, fummelte daran herum und sehnte sich nach der Zeit zurück, als er noch Diplomat und Präsidentschaftsberater gewesen war. Damals durfte er sich während der Arbeit die Hemdsärmel hochkrepeln, und wenn es nötig war, wurde ihm ein Frack mit ansteckbarer Fliege geliefert.

Die Ampel zeigte Grün, und Gideon bog nach rechts auf die Brücke, die Virginia mit Washington, D.C., verband. Das *Mortara Center for International Studies* lag in einer schicken Gegend von Georgetown. Die Straßen wurden von hübschen Stadthäusern gesäumt, und die Einwohnerschaft bestand größtenteils aus Studenten und Akademikern mit einem nicht geringen Anteil von Diplomaten und Politikern. Gideon liebte die Dynamik dieser Gegend, die Jugendlichkeit der Bewohner und das internationale Flair der Restaurants und Geschäfte. Aber ihm fehlten das frische Grün und die freien Flächen für eine Familie mit Kindern, wie er sie bald mit seiner Verlobten Kate Murphy gründen wollte.

Noch vor achtzehn Monaten hätte er sich nicht vorstellen können, einmal ein Haus im klassischen Federal Style in

Alexandria im Staat Virginia zu kaufen. Aber das war, bevor eine Gruppe von Terroristen unter der angeblichen Führung seines Bruders Tillman Kates Erdölplattform »Obelisk« im südchinesischen Meer überfallen hatte. Hätte Gideon nicht eingegriffen, wäre die Bohrinself zerstört worden und mit ihr die Beweise für die Unschuld seines Bruders. Die Rückkehr in die Vereinigten Staaten gestaltete sich für beide sehr kompliziert. Tillman war lange als verdeckter Agent im Einsatz gewesen. Da man ihm im Laufe der Zeit immer mehr Freiheiten zugebilligt hatte und seine Vorgesetzten es ablehnten, die Verantwortung für seine Handlungen zu übernehmen, hatte er praktisch ohne jede Absicherung gearbeitet. Es endete damit, dass er aufgrund dieses Einsatzes für die Sicherheit der Vereinigten Staaten zur Rechenschaft gezogen und wegen »Geheimnisverrats gegenüber Staatsfeinden« verurteilt wurde. Anschließend sollte er zwanzig Jahre im Hochsicherheitsgefängnis in Florence, Colorado, absitzen. Gideon wusste, dass sein Bruder von einigen rückgratlosen Bürokraten abserviert worden war. Also setzte er alle Hebel in Bewegung und schaffte es schließlich, dem scheidenden Präsidenten eine Begnadigung für Tillman abzurufen. Diese Begnadigung verursachte einen wahren Entrüstungssturm, und Erik Wade, der nachfolgende Präsident, zwang Gideon dazu, das State Department zu verlassen.

So sehr die Obelisk-Affäre ihn auch verbittert hatte, sie lag jetzt hinter ihm. Immerhin hatte er bei dieser Feuerprobe eine Frau kennengelernt, die ihm beigestanden hatte, und mit der er nun den Rest seines Lebens verbringen wollte. Kate Murphy war die liebenswerteste Frau, die Gideon jemals getroffen hatte. Sie hatte kastanienbraunes Haar und Haselnussaugen, die manchmal grau, manchmal grün schimmerten, je nach Gemütslage. Nach einem knappen Jahrzehnt im internationalen Krisenmanagement war

Gideon bereit, sich zur Ruhe zu setzen, und er konnte sich glücklich schätzen, dass Kate ihn erwählt hatte.

Als er nun auf dem für ihn reservierten Parkplatz anhielt, dachte er nicht mehr an die Obelisk-Affäre. Vielmehr wunderte er sich über den limonengrünen Chevrolet Impala, den er im Rückspiegel bemerkt hatte, und der jetzt direkt hinter ihm stoppte. Vielleicht war es nur Verfolgungswahn, aber der Wagen war genau wie er langsamer oder schneller geworden und hatte jedes seiner Manöver mitgemacht, seit sie die Brücke verlassen hatten.

Er schloss den Land Rover ab und ging die Dreiundsiebzigste Straße entlang. Er bog nach rechts in eine Seitenstraße, die er immer als Abkürzung zur Uni nahm. Am Rand seines Sichtfelds bemerkte er jemanden, der ihm folgte. Ganz ruhig und ohne zu beschleunigen ging er weiter, bis er die Hintertür des Lokals erreichte, in dem er normalerweise zu Mittag aß. Er trat in den Eingang und wartete.

Zwanzig Sekunden später tauchte ein drahtiger Weißer auf, der einen Pappbecher in der Hand hielt. Er drehte ständig den Kopf nach allen Seiten, als würde er die Umgebung nach einem Hinterhalt absuchen. Er trug eine Khakiweste, eine Cargohose aus dem gleichen Stoff, die um seine dünnen Beine schlackerte, ein schwarzes T-Shirt und eine Sonnenbrille, die ihm ein gewisses militärisches Aussehen verlieh. Sein Äußeres und die Art, wie er sich bewegte, ließen auf eine Crystal-Meth-Abhängigkeit schließen. Sein hageres Gesicht war leicht entstellt, über dem einen Wangenknochen befand sich eine üble Entzündung. Als er vorbeilief, bemerkte Gideon die Ausbuchtung unter seinem linken Arm. Offenbar trug er ein ziemlich großes Schieß Eisen mit sich herum, Kaliber .357, vielleicht sogar eine .44er.

Gideon trat aus seinem Versteck und nahm den Kerl in den Schwitzkasten. Gleich darauf bereute er es auch schon.

Von dem Mann ging ein übler säuerlicher Geruch aus, als wäre er an einem fehlgeschlagenen chemischen Experiment beteiligt gewesen. Ein Schwall tabakgetränkter Speichel spritzte auf Gideons Schuh.

»Was soll der Scheiß?«, würgte der Mann hervor.

Gideon nahm ihm blitzschnell die Waffe ab, eine Pistole Kaliber .357, entlud sie und schob sie zurück ins Schulterholster des Mannes. »Das kann ich genauso gut fragen«, sagte er. »Was soll der Scheiß? Warum verfolgen Sie mich?«

»Ich will nur mit Ihnen reden.«

Der Mann zappelte im Schwitzkasten wie ein Fisch an der Angel. Gideon ließ ihn los. Der Mann taumelte zurück und stieß beinahe gegen einen vorbeigehenden Studenten.

»Ich bin kein Spinner«, sagte der Mann. »Ich weiß, dass ich komisch aussehe, aber ich habe einige sehr wertvolle Informationen.«

Gideon sah auf die Uhr. Sein Vortrag sollte in zehn Minuten beginnen. »Informationen worüber?« Als der Mann nicht gleich antwortete, schüttelte Gideon bedauernd den Kopf und tat, als wolle er gehen.

»Über einen Anschlag auf US-Territorium. Ein ziemlich prominentes Ziel.«

Gideon zuckte mit den Schultern. Wahnvorstellungen eines Süchtigen. Aber dann drehte er sich doch noch einmal zu ihm um.

»Sie wollen wissen, worum es geht? Die Leute, mit denen ich zu tun habe, wollen möglichst viele Opfer, die verstehen keinen Spaß. Aber bevor ich Ihnen mehr dazu sage, will ich hunderttausend Dollar. Amerikanische, in bar.«

»Sie haben sich den Falschen ausgesucht«, sagte Gideon. »Ich mache keine Hinterhofdeals mit Drogensüchtigen. Wenn Sie Ihre Informationen loswerden wollen, wenden Sie sich ans FBI.«

»Das FBI«, sagte der Mann verächtlich. »Das sind doch bloß hinterhältige Bürokraten. Denen vertraue ich nicht.«

»Aber mir schon?«

»Glauben Sie etwa, ich hab Sie zufällig angesprochen?« Er verzog den Mund zu einem arroganten Grinsen. »Sie sind doch der Scheißkerl, den sie Peacemaker nennen.«

In seiner Funktion als Sondergesandter von Präsident Alton Diggs war Gideon von den Medien gelegentlich als »Peacemaker« bezeichnet worden. Inzwischen hasste er diesen Spitznamen.

»Was den Scheißkerl betrifft ...«

»Ich hab im Internet gelesen, dass Sie bei dieser Sache auf der Ölplattform zwanzig feindliche Kämpfer eliminiert haben. Das passt irgendwie nicht so recht zu Ihrem Spitznamen, oder?«

Auch wenn der Mann ziemlich großspurig tat, merkte man ihm an, dass er Angst hatte. Seine Hände zitterten, er schaute sich ständig um, der Muskel in seinen Wangen zuckte nervös. Er war eindeutig abhängig von Methamphetamin, und ein Symptom dieser Abhängigkeit war Verfolgungswahn.

»Ich verstehe trotzdem nicht, wieso Sie ausgerechnet zu mir kommen«, sagte Gideon.

»Ihre politischen Ansichten sind vielleicht falsch, aber Sie sind einer, dem ich eine Menge zutraue. Nachdem die Regierung Sie so schäbig behandelt hat, hätten Sie in den Untergrund gehen können. Aber Sie sind noch hier, Mann, und verbreiten die Frohe Botschaft, sagen allen, was richtig und was falsch ist. Sie sind ein echter Patriot.«

So wie der Mann es ausdrückte, schien ein »Patriot« nicht unbedingt etwas Gutes zu sein. Aber es stimmte, dass Gideon, obwohl der Präsident ihn ziemlich überraschend entlassen hatte, sich seinem Land gegenüber weiterhin ver-

pflichtet fühlte. Vielleicht war er ja naiv, aber er glaubte daran, dass es bestimmte Prinzipien gab, für die es sich zu kämpfen lohnte: Wahrheit, Gerechtigkeit, Demokratie. Das Land hatte zweifellos gewisse Probleme, aber er war nicht der Typ, der untätig herumsaß und zusah, wie alles den Bach runterging.

»Wie heißen Sie?«, fragte Gideon.

»Ervin Mixon.« Er räusperte sich und spuckte gelben Schleim auf den Gehweg. »Ich bezeichne mich gern als freischaffenden Verfassungsschützer. Nicht so ein abgehobener Streber im Elfenbeinturm, sondern einer, der zupackt. Im zweiten Zusatzartikel der amerikanischen Verfassung heißt es, das Recht der Bürger auf Waffenbesitz soll nicht beschränkt werden. Es heißt nicht: Das Recht der Bürger auf den Besitz von Waffen, die nur einen Schuss abgeben, wenn man den Abzug durchdrückt, soll nicht beschränkt werden. Die Verfassung ist in gut verständlichem Englisch geschrieben. Wenn ein Mensch sein Heim und seinen Grund und Boden mit einer vollautomatischen HP5-Maschinenpistole schützen will, dann ist das sein von der Verfassung garantiertes Recht. Und ich sichere die verfassungsmäßigen Rechte, indem ich Menschen, die meine Ansichten teilen, mit speziellen Geräten ausrüste, die man nicht in den üblichen Waffenläden kaufen kann. Einer meiner Kunden ist ein Typ namens Verhoven – Colonel Jim Verhoven. Der lebt ganz autark auf seinem eigenen Stück Land oben in West Virginia.«

Gideon kannte sich in dieser Gegend ein wenig aus. Dort hatte sein Bruder Tillman sich nach seiner Freilassung niedergelassen.

»Verhoven hat eine Handvoll Anhänger als Miliz um sich geschart, die in Wohnwagen oder Zelten auf seinem Grundstück leben. Die meisten von diesen Nazitypen reden eine

Menge Blödsinn, aber im Grunde schrecken sie davor zurück, größeren Schaden anzurichten. Aber vor ungefähr einem Monat war ich dort und hörte zufällig mit, wie Verhoven mit jemandem telefonierte ...«

Er zögerte einen Moment und schaute unwillkürlich nach links. Bei seinen Einsätzen als diplomatischer Unterhändler hatte Gideon die Fähigkeit entwickelt zu erkennen, ob jemand log oder die Wahrheit sagte. Einer der einfachsten Indikatoren war die Richtung, in die eine Person schaute, nachdem sie eine Behauptung aufgestellt hatte. Ein Blick nach rechts bedeutete meistens, dass die betreffende Person sich etwas ausgedacht hatte, also log. Ein Blick nach links deutete darauf hin, dass derjenige sich an etwas erinnerte, das tatsächlich passiert war. Natürlich war diese Methode nicht bombensicher, zumal die Blickrichtung bei Linkshändern mitunter gegenteilig interpretiert werden musste.

Mixons Pistole war allerdings wie bei einem Rechtshänder umgeschallt, und nun hatte er nach links geschaut, bevor er mit seiner Geschichte fortfuhr. »Ich rede hier nicht über das übliche Säbelrasseln in diesen Kreisen. Es klang ziemlich konkret.«

»Um was geht es denn?«, fragte Gideon. »Was haben Sie denn gehört?«

»Einige sehr genaue Details über eine Operation.«

»Und weiter?«

»Hören Sie, wir nähern uns jetzt ziemlich schnell dem Punkt, an dem ich mehr als nur ein paar warme Worte brauche.«

»Warten Sie einen Moment«, sagte Gideon. »Da ist etwas, das ich nicht verstehe. Sie haben ja ganz offensichtlich eine lange und profitable Geschäftsbeziehung zu diesem Mann namens Verhoven. Warum wollen Sie ihn dann ans Messer liefern?«

Mixon verzog schmerzlich das Gesicht. »Ich bin in ziemlich akuten finanziellen Schwierigkeiten. Und meine Geschäfte mit Verhoven werfen nicht genügend ab, um das in den Griff zu bekommen.«

»Hunderttausend sind nicht gerade wenig«, sagte Gideon.

»Schauen Sie mich doch an. Ich weiß genau, wie es um mich steht. Ich bin seit zehn Jahren von Crystal Meth abhängig. Ich hab es nur so weit geschafft, weil ich mir die allerbeste Qualität beschaffen konnte. Glauben Sie, das bekommt man umsonst? Also muss ich mir ein paar Extraeinnahmen sichern. Ich wusste, dass Verhoven mehr im Sinn hat, als gelegentlich ein paar Schwuchteln zu verprügeln. Also hab ich mich vorbereitet. Und was ist passiert? Ich hab das große Los gezogen.«

»Was hat dieser Verhoven denn vor? Will er eine Atombombe auf dem Dupont Circle mitten in Washington zünden?« Gideon wollte ihm auf den Zahn fühlen. Würde er jetzt maßlos übertreiben und eine völlig lächerliche Behauptung aufstellen?

»Sehe ich wie ein Trottel aus? Wie soll sich so eine Horde Hinterwäldler-Faschisten denn eine Atombombe beschaffen? Aber hier geht's auch nicht um irgendeinen vereinsamten Waffenbesitzer, der auf einer Wahlveranstaltung in der Provinz Amok läuft, weil seine Frau ihn verlassen hat. Hier geht es um eine gut organisierte Verschwörung mit sehr ernst zu nehmenden Akteuren. Und wenn Sie sich nicht sputen, dann ziehen die ihre Aktion ziemlich bald durch.«

»Und Sie glauben, dass ich jetzt ein paar Leute anrufe und ihnen die paranoide Story eines heruntergekommenen Drogenabhängigen auftische?«

»Nein. Ich kann Ihnen ja Beweise liefern.«

»Beweise?«

»Eine Aufnahme, auf der zu hören ist, was Verhoven wäh-

rend dieses Telefonats gesagt hat. Zu einem gewissen Teil jedenfalls.«

»Dann lassen Sie mal hören.«

Mixon gab ein heiseres Husten von sich, das offenbar ein Lachen sein sollte. »Nicht bevor ich das Geld gesehen habe.«

Gideon wurde bewusst, dass er spät dran war. Aber irgendwas an diesem Mixon und seiner Geschichte wirkte glaubwürdig.

»Wie haben Sie es aufgenommen?«

»Mit einem Zoom H4n-Recorder.«

»Was für ein Mikrofon?«

»Ergil 37D, drahtlos.«

Gideon versuchte, ihm ein Bein zu stellen, um ihn durcheinanderzubringen. Wenn er jetzt nach oben in die Luft starrte, war das ein Zeichen dafür, dass er sich etwas ausdachte oder seine Geschichte anpasste. Auch ein veränderter Gesichtsausdruck, ein unpassendes Lächeln oder sonstige Auffälligkeiten konnten darauf hindeuten, dass er log. Bislang aber hatte Gideon nichts davon bemerkt. Tatsächlich beschrieb sein Informant bis in alle Einzelheiten, wie er Verhovens Telefongespräch aufgenommen hatte.

»Und was hat er gesagt?«

Mixon schaute sich verstohlen um und zog dann einen Digitalrekorder aus der Jackentasche. »Das ist nur ein ganz kleiner Ausschnitt, verstanden? Falls die Regierung die ganze Aufnahme hören möchte, dann muss sie dafür bezahlen.« Mixon drückte auf einen Knopf, und die Aufnahme wurde abgespielt. Sie klang verzerrt, denn sie war von einem Mikrofon in einiger Entfernung aufgezeichnet worden, aber die Worte waren deutlich zu verstehen.

»Ja.« Das war ganz offensichtlich Verhovens Stimme.
»Wir haben das Ziel eingegrenzt und den Zugriff eingelei-

tet ... Wir warten auf Ihre Instruktionen.« Die Aufnahme war zu Ende. Mixon warf Gideon einen erwartungsvollen Blick zu.

Auch wenn er es nicht gleich registriert hatte, spürte Gideon jetzt doch, wie diese altbekannte Erregung ihn erfasste, nachdem er sich die Aufnahme angehört hatte. Aber das hier war nicht sein Ressort, er war nicht mehr zuständig. Ungefähr vierhundert Meter von hier befand sich sein neues Tätigkeitsfeld. Und dort würde man nicht ewig auf ihn warten. Außerdem war klar, dass Mixon ihm alles präsentiert hatte, was er preisgeben wollte.

»Ich kann jemanden anrufen«, sagte Gideon. »Jemanden beim FBI, dem ich vertraue.«

»Nur eine Person. Wenn es mehr sind, bin ich raus.«

Mixon reichte Gideon einen Zettel. »Da steht drauf, wo Sie mich finden. Eine Meile die Straße runter ist ein Einkaufszentrum. Dort können wir uns um sechs Uhr treffen.«

»Ich werde da sein.«

»Gut«, sagte der Drogensüchtige. »Ihr Land zählt auf Sie.«

ZWEITES KAPITEL

McLEAN, VIRGINIA

Ervin Mixon war völlig verängstigt. Als er seinen Chevrolet Impala aus der Parklücke lenkte, zuckte sein rechter Fuß unkontrollierbar.

Vor zehn Jahren war er noch ein ganz normaler Mensch gewesen. Verheiratet, drei Kinder, einen soliden Job als Teilhaber des Waffenladens AAA Gun 'n' Pawn in Tullahoma, Tennessee. Dann hatte er Crystal Meth kennengelernt und war richtig tief in der Scheiße gelandet.

Es hatte mehrere Momente gegeben, in denen es möglich gewesen wäre, das Ruder herumzureißen. Zum Beispiel an dem Tag, als er sich entschied, seinem Partner Ronnie Revis Jr. einundvierzigtausend Dollar zu stehlen. Wenn er sich einfach zusammengerissen hätte, wäre alles ganz anders gekommen. Oder beim ersten Mal, als er David Allen Kring, dem »Großen Drachen« des Ku-Klux-Klan von Idaho, ein gestohlenen Simonow-SKS-Selbstladegewehr angedreht hatte. Oder der Tag, an dem er sechs Kisten mit MP5-Maschinenpistolen an den Pagans Motorcycle Club in Baltimore verkaufte. In einer Kiste befand sich tatsächlich das, was draufstand, in den anderen fünf aber Softairwaffen, Spielzeugreplikate also, bei denen die orangefarbenen Kappen am Ende des Laufes abgesägt worden waren. Das war ein kapitaler Fehler gewesen, der ihn dazu gezwungen hatte, Jim Verhoven einige Versprechungen zu machen, die er leider nicht einlösen konnte.

Mixon bog auf den Jeff Davis Parkway, fuhr nach Süden parallel zum Potomac River und schaute ständig in den Rückspiegel. Jedes Mal, wenn er eine Harley sah, traf ihn fast der Schlag, weil er Angst hatte, die Outlaws oder irgendeine andere Motorradgang könnte es auf ihn abgesehen haben. Als er durch McLean fuhr, stellte er fest, dass in dieser Gegend ausschließlich Schwarze auf den Straßen zu sehen waren. Noch nie in seinem Leben war er so glücklich darüber gewesen, nur von Bimbos umringt zu sein. Bei einem Schwarzen konnte man jedenfalls sicher sein, dass er nicht zu einem Motorradklub oder einer beschissenen Bürgermiliz gehörte, die nur darauf wartete, ihn ins Visier zu nehmen. Er lebte auf einem 360-Grad-Schlachtfeld, so sah es aus. Die Gefahr konnte aus jeder Richtung kommen.

Zum zigtausendsten Mal schaute er in den Rückspiegel.

Was war das da für ein Lieferwagen? Hatte er den nicht



Howard Gordon

Payday

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 352 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-48126-2

Goldmann

Erscheinungstermin: Juni 2014

Gideon Davis musste seinen friedensstiftenden Job als „Peacemaker“ in Konflikten rund um den Globus aufgeben, als er sich für seinen in Ungnade gefallenen Bruder einsetzte. Nun führt er ein unauffälliges Leben als Dozent und plant gerade seine Hochzeit, als er von einem Terroranschlag erfährt, der die gesamte Führungsschicht der USA auslöschen soll. Doch das FBI glaubt seinen Warnungen nicht, und Gideon macht sich im Alleingang auf die Jagd nach den Verschwörern. Nur sein Bruder hilft ihm dabei – und so sind die beiden ganz auf sich gestellt, um den schlimmsten Anschlag in der Geschichte der USA zu verhindern ...